

## **Biergarten-Asyl**

Ich sah ihn das erste Mal bei dem Duell.

Der Wald war feucht. Nebel hing in den Wipfeln. Die Luft roch trotz des Sommers nach Herbst und Erde. Schreie tönnten zwischen den Zweigen. Leises Stöhnen mischte sich mit dem Windgeflüster der Kronen. Vereinzelt Gelächter würzte das Rauschen. Die Friedlichkeit der Fasanerie war schon lange dahin. Die Rückkehr des Friedens würde wohl noch eine Weile dauern. Ich war zu spät.

Ich rannte fast über den großen Platz neben dem Forstgebäude der Fasanerie. Wie immer hatte mich irgendetwas aufgehalten. Oder irgendjemand. Wie immer musste dieses und jenes noch erledigt, diese Papiere abgezeichnet und jener Beamte gehört werden. Die Ankündigung, dass der wichtigste Mann Bayerns uns in Aschaffenburg die Ehre geben würde, hatte alle nervös gemacht.

Als ich von dem Platz nach rechts abbog, konnte ich die Schreie schon hören. Dutzende Soldaten lagen zwischen hohen Eichen auf dem morastigen Boden und atmeten schwer. Wunden stachen in meine Augen. Zerkratzte Gesichter. Blutende Ärmel. Uniformen in Fetzen. Verbundene Glieder. Die Schlacht war wohl eben erst zu Ende gegangen. In den Mienen las ich Erschöp-

fung, aber auch Erleichterung. Tote sah ich keine. Wieder Auferstandene schon, aber wer konnte das schon genau sagen. Eine sinnlose Schlacht werden sie sagen. Ein sinnloses Sterben, gut zwei Wochen nach Königgrätz. Und doch lassen drei Hundert Menschen hier ihr Leben. Preußen, Österreicher, Hessen. Sie opfern ihr Leben für einen Krieg, der schon vorbei ist.

Aber gibt es denn sinnvolles Sterben?

Nein, werden die Witwen sagen, deren Tränen die Felder nicht bestellen. Die Frauen, die jeden Abschied als den letzten erlitten und jedes Wiederkommen als ein Geschenk Gottes empfangen haben. Die immer zuhause warten und bangen. Es ist ein zermürbendes Warten. Jeder Brief kann das Ende sein. Das Ende einer Liebe. Das Ende eines Lebens. Jeder Brief die letzte Seite eines Buches unter vielen. Jedes Nahen des Briefträgers wird zum Drahtseilakt auf dem Abgrund. Gefallen fürs Vaterland.

Nein, werden die Halbweisen sagen. Die, die ihren Vater nie kennenlernen oder auf ewig vermissen werden. Die nicht wissen, was Krieg ist und wenn man es ihnen erklärt, gleich fragen, warum man denn so etwas machen sollte. Die nicht verstehen, was Ehre und Vaterland ist und warum man dafür sterben sollte. Die fühlen, dass es falsch ist.

Kinder an die Macht mit Armeen aus Gummibärchen.

Ich ließ die Soldaten rechts liegen und hastete weiter. Im Wald traf ich immer wieder auf erschöpfte Soldaten, die sich ausruhten, Bier tranken oder austraten. Kurz darauf erreichte ich den See. Nebelschwaden flogen darüber wie Miniwolken. Vereinzelte Enten trieben dumm auf dem Spiegel. Ein Reiher besetzte einen wie

ein verkrüppelter Soldatenarm aus dem Wasser ragenden knorrigen Stamm. Von der mit dichten Laubbäumen bewachsenen Insel wehte Schnattern herüber. In der Nähe tupften Schildkrötenköpfe aus dem Wasser.

Für einen Moment war ich allein. Die Schlacht lag hinter mir und bis zu dem Duell jenseits des Sees waren es noch ein paar hundert Meter. Ich blieb stehen und atmete durch. Sammelte die Eindrücke des Tages, die Planungen, die Termine, die Papiere, die Gespräche und verbannte sie. Auch die Schlacht in der Fasanerie war erst einmal beendet. Darum würde ich mich später kümmern. Jetzt zählte allein das Duell.

Am Ende des Sees bog ich rechts ab und folgte dem Weg leicht bergauf. Und dann sah ich ihn. Diesen dunklen Mann einsam auf der großen Wiese rechts von mir stehend. Still. Beobachtend. Als ob er sich nicht näher herantrauen würde. Als ob er – wie man so sagt – gebührenden Abstand halten wollte. Er war zu weit weg. Ich sah nur den langen Rauschebart und den Hut. Mehr nicht. Aber wie er so dastand, hatte er etwas Provozierendes, obwohl er nichts tat. Er gehörte nicht hier hin und das störte.

Wenige Schritte später war ich auf einem kleinen Waldplatz angelangt. Das Duell stand kurz bevor. Ein Mann in dunklem Anzug, mit Zylinder und schwarzem Bart, verkündete feierlich mit leicht rauchiger, gehemmter Stimme:

„Wir schreiben heute den 6. September 1824. Der hier anwesende Forstcandidat Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg hat von dem ebenfalls anwesenden Studenten aus Würzburg, Herrn Johann Baptist Berg, aufgrund einer nicht näher zu erläuternden Begebenheit, die sich vor einigen Tagen in Würzburg zugetra-

gen hat – und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch gewisse Bezüge zu einem Weibsbild aufweisen und in der Intensität der Auseinandersetzung durchaus auch durch die Intensität des Genusses diverser Würzburger Schoppen begründet sein könnte – Satisfaktion gefordert. Wir sind deshalb hier zusammengekommen, um das Duell an diesem Orte, in der Aschaffener Fasanerie, auszutragen. Ebenfalls anwesend sind die Sekundanten. Die gewählte Waffe ist der Säbel.“

Die grau und unscheinbar gekleideten jungen Männer trugen jeweils einen langen, glitzernden Säbel zu dem Zylinder-Mann und präsentierten ihm die Waffen, als ob sie ein Geschenk überreichen wollten. Der Duell-Meister überprüfte die Säbel genau, fuhr mit den behandschuhten Fingern an den Schneiden entlang, wartete einen Moment und nickte. Die Sekundanten traten theatralisch drei Schritte zurück, vollzogen eine militärische Vierteldrehung und schritten dann in leidlichem Gleich- und Stehschritt auf ihre jeweiligen Freunde zu.

Ein junger Mann in akkurater Forstuniform mit glänzenden Knöpfen stand zur Linken des Duellmeisters. Der Schnurrbart war dünn. Viel war da noch nicht zu machen gewesen. Das Gesicht noch ein Junge. Die Haut noch glatt. In den Augen der Schrecken. In den scharfen Zügen die Disziplin, aber man sah trotzdem das unterdrückte Zittern, das Bereuen um den Jähzorn, das Verfluchen des Suffs, die Angst vor dem Tod. Ihm gegenüber nahm nun ein fast ebenso junger Mann in studentischer Verbindungs-Tracht seinen Säbel in Empfang. Fast lässig, überheblich griff er danach. Die grünen Augen starteten den Forstmann Andrian an und spotteten. Er war sich des Sieges sicher.

Der Meister hob die Hand, die Sekundanten entfernten sich. Die Bäume raunten. Die Säbel blitzten in der wipfelgefächerten Sonne, die für einen kurzen Moment die Szenerie erhellte, als wollte sie den Scheinwerfer auf die Tragödie richten, die sich nun gleich abspielen würde. Dann sank die Hand des Zylindermannes langsam und der Kampf begann.

Metall klirrte auf Metall. Die beiden jungen Männer vorausgabten sich. Heftige Atemstöße, Prusten, Stöhnen. Mal fiel der eine und rollte sich gekonnt ab, mal der andere. Irgendwann dann – war es die Müdigkeit, die Angst oder einfach nur eine zufällige Unachtsamkeit? – wurde Ferdinand Freiherr von Andrian getroffen und sank leblos zu Boden. Für einen kurzen Augenblick schielte ich zu dem Schattenmann auf der Wiese hinüber – der stand immer noch da. Still und starr. Wie ein Mahnmal.

„Wunderbar Leute! Hervorragend. So machen wir das. Noch zwei, drei Hiebe mehr, Finn ja – bevor du fällst. Und Leo – ein kleines bisschen mehr Bewegung. Und Stöhnen könnt ihr auch noch lauter. Denkt immer daran: Theater soll und will nicht die Wahrheit zeigen, sondern sie übertreiben, damit wir die Wahrheit verstehen! Aber sonst – Spitze, Jungs!“

Ich hatte Jürgen erst gar nicht wahrgenommen. Der kleine, knochige Ex-Studiendirektor mit dem Spitzbart und der Baskenmütze kauerte auf einer der Holzbänke und strahlte. Gleichzeitig umgab er seine Gesichtszüge mit den spöttischen Winkeln des Nie-Zufrieden-Seins, des Perfektionisten. Desjenigen, dem das hier alles zu unprofessionell war. Aber das würde er natürlich nie sagen. Vielleicht machte er das Ganze auch nur deshalb, weil er auf einen besseren Posten im Ortsverband

hoffte – als Beisitzer hatte er es ja noch nicht so weit gebracht. Auch wenn er innerlich herabblickte, er würde das nie sagen und hatte es zu seiner persönlichen Mission gemacht, das Beste aus seinen Parteifreunden herauszuholen.

„Wirklich Spitze! Der Ministerpräsident kann kommen. Allerdings, wie machen wir das mit dem Blut? Wäre Blut nicht auch noch eine gute Idee? Das macht das Ganze noch plastischer. Hhm. Wie kriegen wir das hin? Blut ist eigentlich immer gut. Lasst mich noch mal nachdenken. Ach ja – Peter, nicht vergessen: es wirkt einfach viel schöner, wenn ihr genau im Gleichschritt lauft. Denkt daran – das ist ein zeremonielles Ritual nach ganz strikten Regeln, ja? Und Wendelin. Ruhig noch etwas langsamer und feierlicher, aber auch ein bisschen geheimnisvoller sprechen, ja?“

Der Tote war mittlerweile auferstanden und hatte sich eine Zigarette angesteckt. Der Mörder suchte in seinem Rucksack nach seinem Handy und hörte dem Regisseur Jürgen nur halbherzig zu. Die anderen Älteren waren aufmerksamer. Alle standen nun im Kreis um Jürgen herum und dieser gab ausführliche Anweisungen für jeden einzelnen Darsteller.

Ich gab meine beobachtende Position auf, ging in den Kreis und klatschte begleitet von ein paar Bravos. „Das wird dem Ministerpräsidenten sicher gefallen“, sagte ich.

„Ja – sicher, aber wir müssen noch daran feilen – noch sind wir nicht soweit“, flötete Jürgen.

„Klar“, gab ich zurück, „aber wir haben ja auch noch einige Wochen Zeit. Das kriegt ihr hin – das wird einer der Höhepunkte des Besuchs!“

Der Kreis löste sich langsam auf. Der Tote musste zum Basketball, der Mörder für die Latein-Schulaufgabe lernen. Die Sekundanten eilten zu ihren Ehefrauen und meinten die Eile ehrlich. Der schon etwas ältere Zeremonienmeister ging auch nach Hause, aber da war keine Vorfreude mehr. Die Statisten – allesamt Rentner – hatten zwar noch Frauen, waren aber ehrlich genug, zum Biergarten aufzubrechen, was für alle besser war. Für sie selbst, für die Frauen und den Hausseggen im Allgemeinen. Nur Jürgen blieb zurück auf der Platzanlage, die zu Ehren des Toten Andriansplätzchen genannt wurde.

Drei Bänke standen auf diesem kreisförmigen Plätzchen. Zwei mit Lehne, eine ohne. Nur eine davon war mit grünen großen Buchstaben als FORSTAMT deklariert worden. Jürgen stand auf und ging langsam auf die stumpfe buntsandsteinerne mannshohe Säule zu, die nicht ganz in der Mitte des rund anmutenden Platzes auf einem Quaderpodest stand, und betrachtete die Inschrift, als sei sie ein Psalm. Über und unter zwei sich kreuzenden Säbeln stand dort:

*Zur Erinnerung an den hier 1824  
gefallenen Forstcand. V. Andrian.*

Das kleine Denkmal hatte etwas von einer geköpften Tempelsäule, über deren Hals man ein Tuch gehängt hatte, damit man die Wunde nicht sah, oder als ob jemand seinen Umhang darüber geworfen und ihn dann vergessen hätte.

„Was meinst du, Paul? Was soll dieses angedeutete Tuch über der Säule? Ich sehe darin den Haarschopf des Toten. Vielleicht soll der kalte Stein damit zum

Gesicht eines Menschen werden. Desjenigen, der hier grausam verblutet ist.“

Ich saß noch auf der Forstamt-Bank und ließ den Blick schweifen. Von der „Regiebank“ aus gesehen stand die Säule zwischen zwei hohen Bäumen. Links von ihr ein etwas schwächiger Ahorn, rechts etwas weiter entfernt eine kräftige, dominante Eiche. Dahinter ein Halbkreis aus großen grauen Steinen, die die Begrenzung des Platzes darstellten. Darunter war ein kleiner Abgrund. Das ganze hatte etwas von einer Terrasse hinunter zu der großen Wiese, auf der der Schattenmann gestanden hatte. Er war weg.

Das zweite Mal sah ich den Mann dann bei meiner Joggingrunde durch die Fasanerie.

Wie immer montags und donnerstags stellte ich meinen Wagen auf dem Parkplatz des Kronberg Gymnasiums ab und startete das, was ich meine große Runde nannte. Erst eher am rechten Rand der „Fasa“, stetig leicht bergauf, dann die Kreuzung der Straße, die von der Bismarckallee zum großen Parkplatz vor dem Restaurant und dem Biergarten führte. Danach weiter geradeaus mit Blick auf die große Wiese mit den Spielgeräten linker Hand und immer baumbeschützt, bis einen der Wald dann wieder ausspuckt. Ganz am Ende des Parks geht es links bergab und über das Andriansplätzchen, rechts am Fasanerie-See vorbei, zum Biergartenparkplatz und gerade zurück zum Gymnasium. Auf meiner zweiten Runde sah ich den Mann dann zwischen Andriansplätzchen und See.

Er saß auf der langen Bank bei der Kneippanlage und war wieder völlig regungslos. Die Sonne schien ihm auf das Gesicht. Er ließ sich bescheinen, das rechte

Bein ausgestreckt, das linke angewinkelt, und blickte stur auf die weite Wiese, die sich nach Süden hin erstreckte. Hier und da hüpfen bräunliche Felltupfer aus dem Grün. Schrilles Hundepfeifen durchstach die Luft. Herrchen machten sich mit zutraulichem Gesäusel lächerlich. Von Norden her störten Verkehrslärm und ratternde Züge die Pseudo-Idylle der flüsternden Bäume. Über dem Mann wiegten sich Jahrhundert-Buchen. Vor ihm ein dicker Ahornstumpf mit kleinen grün leuchtenden Ablegern. Wie zum Trost aller Lebenden, zum Beweis für die Reinkarnation. Auch wenn ich nicht sagen konnte, wieso, so war ich mir sicher, dass es sich um den gleichen Schattenmann handelte, der bei den Proben zum Duell dabei gewesen war.

Ich war neugierig. Irgendetwas machte diesen Mann interessant. Ich will nicht sagen, er wirkte bedrohlich, noch nicht, aber er kam augenscheinlich nicht aus der Stadt, vermutlich nicht einmal von diesem Kontinent. Er wirkte – wieder einmal – fehl am Platze. Und das soll jetzt nicht irgendwie fremdenfeindlich klingen. Gott bewahre. Auch andere hätten so wirken können, aber dieser Mann war eben fremd, in seinem Wesen, in seinem Verhalten und – ja – auch in seinem Aussehen.

Er mochte Mitte Vierzig sein – auch wenn die Furchen tiefer waren und von Leid oder von Erschöpfung oder großer Anstrengung erzählten. Der Bart war voll, akkurat, zeigte ganz vereinzelte weiße Strähnen und war lang, bis über den Kehlkopf hinaus. Solch ein Bart machte natürlich verdächtig. Sofort poppten in mir Bilder von islamischen Fanatikern auf, die ja in aller Regel genau solche Bärte trugen. Natürlich meldete sich sofort mein aufgeklärter Geist mit dem erhobenen Zeigefinger und dem berechtigten Hinweis, dass nicht

jeder Mann mit solch einem Bart gleich ein Moslem gleich Fanatiker gleich Islamist gleich Gewalttäter gleich Selbstmordattentäter gleich Massenmörder sein musste. (Dass diese auch ganz anders aussehen konnten, hatte man ja vor einigen Jahren bei dem Beinahe-Attentat auf das Schloss sehen können. Jener Ali war wohl der am besten integrierte und „deutscheste“ Islamist, den es je gegeben hat. Ein fast perfekter Schläfer – nur den Abschluss, den hat er versemmt ...).

Die Augen waren starr, tiefbraun, aber nicht warm. Sie waren klar und kalt, als hätte man über seine ursprünglich blauen Augen einen Farbfilter gelegt. Sie waren skandinavisch, aber braun. Auf dem Kopf trug er eine Art Hut, eher ein starres Filzkäppchen in dunklem Grau, das entfernt an die Hüte der Derwische erinnerte.

Die Neugier war zu stark. Ich hielt genau an der Bank, auf der er saß und täuschte eine Joggingpause vor, tippte wissend ein paar virtuelle Knöpfe auf meiner Smart-Watch und fing dann an, mich schwer atmend zu dehnen. Ich nickte dem Mann unmerklich zu und sah ihm dabei kurz in seine dunklen nordischen Augen, in denen die Sonne aufblitzte. Ich konnte nicht erkennen, ob er zurücknickte oder ob nur ein Windstoß seinen Körper leicht zum Schwanken gebracht hatte. Ich tänzelte noch ein wenig herum, machte völlig unsinnige Verrenkungen und versuchte, mehr über den Fremden in Erfahrung zu bringen. Er trug schwarze Stoffhosen, etwas ausgeleierte Halbschuhe, ein beiges Hemd und ein braunes, noch ausgeleierteres Jackett mit Ellenbogenschonern. Nichts an ihm war verdächtig. Aber machte ihn das nicht gerade deshalb so verdächtig? Wieso tauchte dieser Mann innerhalb weniger

Tage plötzlich zwei Mal hier auf. Dieser Mann, der mit Sicherheit nie zuvor hier gewesen war.

Da konnte ich mir wirklich sicher sein. Kaum ein Ascheberger war so oft in der Fasa unterwegs wie ich: Kein Pfad und kein Weg, den ich nicht mit meinen Laufschuhen hundertfach beackert hätte, kein Baum, den ich nicht über viele Jahre beim Sterben, Entlauben und beim Wieder-geboren-werden begleitet hätte. Ich kannte jede einzelne Bank in diesem Park. Nicht nur auf einer hatte ich meine ersten erotischen Erlebnisse mit Karin aus der 9 c oder Nicole aus der 10 b oder Annegret aus der 11 a ... Hier, in diesem Park hatte ich meine ersten Partys gefeiert, zum ersten Mal das herbfaulige Aroma eines morgendlichen Schlappeseppel gekostet und hier war ich in der Pause zwischen Englisch und Mathe in der 11ten maßlos enttäuscht gewesen über die ausbleibende Wirkung meines ersten Joints (was aber später besser wurde – viel besser ...). Ich erlebte den Bau des Stadt-Rings und der Grünbrücke über den Ring vor einigen Jahren mit, so dass die Fasa nun direkt mit der Großmutterwiese verbunden war. Auf dem See war ich schon verbotenerweise als Kind Schlittschuh laufen und auch die Insel war mir nicht unbekannt. Ganz zu schweigen von dem Biergarten – wie viele Stunden ... wie viele Maß ... wie viele unsinnige Diskussionen ...? Und hier lernte ich meine Frau kennen. Und kaum ein Sommertag vergeht, an dem ich nicht im Fasa-Biergarten mit Kollegen, Partefreunden, Ex-Kollegen, Ex-Klassenkameraden, Elternbeiratsmitgliedern, Sportsfreunden oder Ex-Kommilitonen oder manchmal auch (und nicht immer offiziell) auch mit Ex-Freundinnen hier das eine oder andere Glas leere. Und natürlich sind jetzt auch oft meine eigenen Kin-

der mit dabei, freuen sich auf ihre Apfelsaftschorle und die Pommes im Biergarten, füttern mit Begeisterung die Enten von dem kleinen hölzernen Brückchen mit Geländer an der Nordseite des Sees, suchen die Wasseroberfläche nach Schildkröten ab und toben sich auf der Rutsche oder dem riesigen Klettergerüst aus. Ich wohnte seit meiner Kindheit keine zehn Gehminuten entfernt von der Fasanerie. Ich kannte diesen Park. Das war mein Revier. Dieser Mann war noch nie hier gewesen.

Nun gut. Er konnte zugezogen sein. Irgendeine Mietwohnung vielleicht am Hohenzollernring. Und jetzt geht er halt regelmäßig in den Park – war doch ganz normal. Andererseits ... der Ministerpräsident hatte sich angekündigt. Er würde nicht nur im Biergarten eine Rede halten, sondern vorher auch noch einen ausführlichen Rundgang durch den Park machen und dabei verschiedenen Freiluft-Theaterdarbietungen von Laienspielgruppen zu den historischen Ereignissen, die hier stattgefunden hatten, beiwohnen. Klar, dass er da auch verwundbar war. Die Bäume, die Büsche, das weite Gelände, von überall zugänglich. Also wenn – nur einmal angenommen – ich dem Ministerpräsidenten etwas antun möchte, dann wäre doch der Besuch in der Fasanerie der perfekte Ort dafür, oder?

Aber nein, nein, bloß nicht in diese Denkschiene verfallen, dachte ich mir, das wollen die doch nur und wenn wir dann alle so denken, dann haben sie es geschafft. Nein, ich werde offen sein und tolerant und diesem sicherlich neuen Mitbürger der Stadt mit einem freundlichen Lächeln begegnen. Ich hüpfte also noch ein wenig um ihn herum und näherte mich ihm in langsamen konzentrischen Kreisen, als sich meine Vorsätze

mit einem Donnerschlag in Luft auflösten und ich alle meine Befürchtungen bestätigt sah. Neben dem Mann auf der Bank lag ein Buch mit edlem Einband und arabischen Schriftzeichen. Der Koran!

Das dritte Mal sah ich ihn im Biergarten.

Es war ein heißer Sommertag. Die Luft flirrte, die Hitze manifestierte sich auf unseren Körpern und verquirlte unsere Hirne. Wir saßen mit anderen örtlichen Parteigrößen vom Orga-Team in den fetzigen Schatten der riesigen Kastanien, kühlten unsere Hände an dickrandigen, geriffelten Maßkrügen, in denen das baye-rische Gold in einem bewundernswerten Zustand von vier Grad Celsius lasziv-schwappend lockte, und diskutierten gerade – wie immer und immer wieder in den letzten Wochen – den Besuch des Ministerpräsidenten. Was für eine Ehre für Aschaffenburg! Benebelt von Bratwurstdünnen und Transpirationsattacken bemerkte ich ihn erst spät, als er durch das grün gestrichene Metalltor in den Biergarten hinkte und – die lustlos-schlaffe weiß-blaue Fahne im Blick – zögernd stehen blieb.

Aber dann war ich sofort hellwach. Der Mann war mir seit meiner Joggingrunde nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Tag für Tag hatte ich den Widerstreit meiner weltoffenen Logik und meines kleinkarierten, ängstlichen von Vorurteilen versuchten Bauches ertragen, ohne Konsequenzen zu ziehen. Was hätte ich auch tun sollen? Zur Polizei gehen und einen offensichtlich nicht deutschstämmigen Mann melden, weil er in einem Park sitzt und ein Buch liest? Natürlich hatte ich keine Ahnung, ob das wirklich der Koran gewesen war, aber es passte eben alles irgendwie zusammen. Und so

war ich einfach Hals über Kopf weitergerannt. Ohne ein Wort. Ohne ein Lächeln. Ohne ein Nicken.

Das war aber eben nun schon sechs Tage her gewesen und schon dachte ich, der Spuk sei vorüber, als dann der Schattenmann sich langsam, wie ein angerissenes Tier, durch die Garniturreihen schleppte. In der rechten Hand hielt er das Buch fest umklammert. Der lange, drahtige Vollbart zitterte bei jedem Schritt über dem weißen Gewand. Seine dunklere Haut bot einen guten Kontrast zu den leuchtend-orangen Bierbänken. Es war das rechte Bein, das er nachzog. Offensichtlich konnte er das Knie nicht beugen und so hinterließ er in dem feinen Kies eine saubere, symmetrisch-wellige Hinkespur.

Es wurde plötzlich ruhig. Das Lachen erstarb, keine Maßkrüge klirrten mehr aneinander, kein vielkehliges Prosit dröhnte über die Tische, Messer und Gabel wurden unsanft zwischen Kloßsoßen, Sauerkraut, Obazda und Wurstsalaten in Deckung gebracht. So lauschten wir alle dem kiesigen, punktierten Takt, den der Schattenmann auf dem Schotter spielte. Dazu synkopisch, wie von einer anderen Welt, das Surren der ferngesteuerten Ich-bin-fertig-Essen-Surrer, die wie kleine Ufos auf den Bierbänken brummt und das hungrige Volk zur Essensausgabe befahlen.

Es dauerte nur ein paar Sekunden und doch dachte ich, meinte ich zu spüren, dass in den meisten Köpfen von stereotypischen Kausalketten geschriebene Drehbücher abliefen, wie sie mich auch schon seit Tagen plagten. Es gab deren zwei mit unterschiedlichem Plot:

Variante 1: Der Biergarten-Islamist: Ein Mann, ein Bart, orientalische Kleidung, ein Buch, das wie ein Ko-

ran aussieht, der stechende dunkle Blick – das konnte nur ein Islamist sein. Ein Spion, der die Lage sondiert und einen Anschlag plant, weil er uns Christen als Ungläubige alle auslöschen will.

Variante 2: Der Biergarten-Flüchtling: Der ist sicher von der Unterkunft für Asylbewerber in der Nähe der Würzburger Straße. War doch klar, dass die irgendwann auch in unserem Biergarten auftauchen würden.

Und mit den Fantasie-Drehbüchern, die alle in Bruchteilen von Sekunden abgedreht und durchgespielt und gegeneinander abgewogen wurden, tauchten die realen Fragen auf: Wenn er aus der Flüchtlingsunterkunft ist, dürfen die überhaupt raus? Wie will er denn das Bier bezahlen? Einfach nur dasitzen, nein, da kann ja jeder kommen. Obwohl, Alkohol dürfen die ja nicht, die Armen. Sind die Bratwürste eigentlich aus Schweine- oder Rindfleisch? Na, wenigstens macht ihm die Hitze nicht so zu schaffen. Können die mit der dunklen Haut überhaupt einen Sonnenbrand kriegen? Und das Bein? Bestimmt eine Kriegsverletzung. Der Arme. Der hat bestimmt viel mitgemacht. Aber muss man sich dann unbedingt so einen Hassprediger-Bart wachsen lassen? Bestimmt ein Syrer oder so etwas. Obwohl, die dunkle Haut, vielleicht doch Afrika. Wie hieß nochmal das Land, wo jetzt Krieg ist: Eritrea? Somalia? Mali? Sudan?

Aber auch die natürliche Gegenreaktion meinte ich hinter den überraschten Augen meiner Mitgäste, die den Mann unverhohlen anstarrten, zu erkennen: Ach was, wir sind doch weltoffen, nur weil er einen Bart hat, muss er noch lange kein Moslem und schon gar kein Islamist sein und das Buch könnte ja auch Rosamunde Pilcher oder Harry Potter sein und selbst wenn

es der Koran wäre, das ist ein freies Land und die freie Religionsausübung ist ein Grundrecht und wenn hier einer mit einer Bibel rumlaufen würde, dann hätte auch niemand was dagegen. Aber komisch ist es schon.

Der Mann setzte sich umständlich an einen freien Tisch in die pralle Sonne. Trotz der riesigen quadratischen Sonnenschirme, die immer mehrere Sitzgarnituren abdeckten und in leuchtendem Dunkelblau davon erzählten, dass Schlappeseppel-Bier seit Jahrhunderten in aller Munde sei, gab es eben immer noch Sonnenplätze. Der Mann half seinem steifen rechten Bein unter den Tisch und erstarrte unverzüglich, als habe gerade der göttliche Schachspieler den schwarzen Bauern auf h 6 gezogen.

Die Situation normalisierte sich allmählich, weil nichts geschah. Unser Tisch kehrte zum Protokoll des Ministerpräsidentenbesuchs zurück, der hier zum Sonntagsfrühschoppen eine Rede halten sollte, nachdem er die Schlacht von 1866 und das Duell am Andriansplätzchen hoffentlich unbeschadet überstanden haben würde. Der Zeitplan war soweit fertig. Gerade ging es um die Zusammensetzung der Blaskapelle für das feierliche Zelebrieren der bayerischen Hymne und um die Platzierung der Bühne. Wir waren uns einig, diese am hinteren Ende des Biergartens aufzubauen, dort wo sich der rudimentäre Spielplatz mit zwei alten Schaukeln, einem noch älteren Sandkasten und einer prähistorischen Rutsche befand. Unser Musikbeauftragter sagte eine Blaskapelle in voller Stärke zu, der Catering-Beauftragte verkündete, dass mit dem Biergartenbetreiber, dem Pächter des benachbarten italienischen Hofguts Fasanerie, soweit alles abgestimmt und dass die Versorgung der Blaskapelle mit Kartoffelsalat

und Leberkäsweck ebenfalls gesichert sei, was unser Blaskapellenbeauftragter mit einem stimmungsvollen Aufstoßen begrüßte. Peter – der Kultur- und Theaterbeauftragte – handelte für seine Soldaten aus Österreich und Preußen und sogar für die Hessen und natürlich für die Duellierten nebst Statisten und Sekundanten je zwei Freibier heraus, und ich als Protokoll-Chef versuchte möglichst alles irgendwie in Einklang zu bringen.

Ab und zu schielte ich zum Schattenmann hinüber. Der Mann, der wie eine Mischung aus Bill Cosby und dem Weihnachtsmann aussah, saß immer noch allein. Immer noch unbeweglich und unbewegt. Ob man ihm sagen sollte, dass es hier keine Bedienungen gab? Dass das Essen woanders bestellt wurde als die Getränke, die es an der Stirnseite des Biergartens angrenzend zum benachbarten Hofgut der Fasanerie gab, dessen elegantes Gebäude in strahlendem Gelb leuchtete. Ob man ihm vielleicht ein Bier ausgeben sollte? Aber wäre das nicht interkulturell gesehen eine Beleidigung für einen gläubigen Moslem? Aber jemand könnte ihm doch wenigstens erklären, wo man sich das Essen und die Getränke holen konnte. Das wäre doch ein Zeichen unserer Willkommenskultur. Andererseits – so vor allen Leuten einfach hingehen und den Mann ansprechen? Vielleicht wollte er seine Ruhe haben?

Ich blieb natürlich sitzen und versuchte mich auf den Ministerpräsidenten zu konzentrieren. Wann sollte jetzt genau die Bayern-Hymne erklingen? Als krönender Abschluss oder gleich zu Beginn nach dem feierlichen Einmarsch?

Gott mit dir du Land der Bayern.